

(Nachdruck verboten.)

61 Ein alter Streit.

Roman aus dem bayerischen Volksleben der sechziger Jahre
von Wilhelmine v. Hillern.

„O mei,“ sagt diese verlegen; „i hab' ja nix thuen dürfen, was bei christliche Leut' der Brauch ist — mit'm Guldenstück bin i z'frieden — da will i Ent noch d'für bet'n!“

Der Fremde giebt ihr den Gulden. „Bet Du für Dich selber, daß Dir unser Herrgott die Bosheit verzeiht! Und hörst — weg'n dem Vogel halt' si Dei Goshen — oder 's giebt amal 'n Strohwisch außs Dach!“ Und damit ist der Mann verschwunden.

„Jesus Maria,“ schreit das Weib. „A Haberer! Sind die wieder um d' Weg? No da können s' heut' in der Kirche was z'hören krieg'n! — Also mit die Haberer haben's die da drinn?“ sagt sie nach einigem Besinnen leise zu dem vertrauten Schreiner. „Dös ist gut, daß man's weiß. Dös steck' i aber der Pfarrersköchin — wann i auch dös von dem Vogel verschweigen muß!“

„Ah, der Balbl, der ein'zog'ne Bua — ist bei die Haberer? Ja, ja, stille Wasserlu san tief!“ sagt bedeutungsvoll der Schreiner, steckt sein Geld ein und fährt mit seinem Karren davon.

Die Gruberin aber bleibt noch da. Sie muß doch sehen, was aus der Traudl geworden ist, und sich wieder ein bißl wohl dran bei ihr machen, denn wer mit den Haberern gut Freund ist, — der ist zu fürchten.

Wiltraud sitzt, von den Armen des Bruders umschlungen, auf der Bank neben dem Sarg. Ihr Haupt ruht kraftlos an Sebalds Schulter, ihr Athem geht kurz und bang. Sie ist völlig zusammengebrochen.

Die Gruberin zeigt jetzt, was für ein christliches Weib sie ist und nimmt sich um sie an. „Ja, Du arm's Leut, Du bist ja ganz vom Verstand. Hast noch nit amal 'n Kaffee trinken?“ Und als Wiltraud mechanisch mit dem Kopf schüttelt, jammert sie voll Mitgefühl: „Ja, was ist dös! Wie kann ma denn dös alles aushalten, wenn ma nix im Leib hat!“

Wiltraud deutet mit einem bittenden Blick auf den Bruder.

„Ja, ja, i versteh schon! I mach Ent jetzt 'n guet'n Kaffee. Wo hast ihn denn, — in der Tischschublade? Brot hast kein's im Haus und g'wiß an kein Zucker?“

Traudl verneint. „I hab's ganz vergessen!“

„O mein Gott! Ja no, — dann müßt's ihn halt bitter trinken.“

„Traudl“, sagt Balbl, als die Gruberin in der Küche ist, „i jpring noch g'schwind ins Dorf 'munter und hol' Dir was s'essen!“

„Das geht nit, wir haben kein' Kreuzer mehr im Haus —!“ flüstert Wiltraud ihm zu. Er aber flüstert ebenso leise: „Dös ihuet nix. I hab' a Geld.“

„Um Gotteswillen! — Woher?“

„A Fremder, a ganz a fremder Mann hat mir's grad, eh' der Schreiner kommen ist, in d' Hand druckt und g'sagt: Für's Nöthigste! und vor i ihm danken könnt hab', war er weg.“

„Wer kann denn dös g'wesen sein?“ sagt Wiltraud mißtrauisch: „Balbl — i hoff' nit, daß Du mit die Haberer im Einverständnis bist? Sag' mir's ehrlich!“

„Ich? Nein g'wiß nit, — aber der Lenz —“

„Sei still!“ sagt Wiltraud erschrocken. Die Gruberin kommt mit dem Kaffee und für die brennenden Lippen der beiden Verschwächeten ist der bittere Trank doch ein Labfal.

„So, jetzt könnt's es wenigstens aushalten!“ sagt das Weib und schlürft den Rest. Den Wiltraud ihr aufnöthigt. „Kannst jetzt wieder stehen? probir's amal! Grad fangen sie's Läuten an, und da kommen auch scho Weiber und Männer den Berg 'rauf.“

Sie hilft Wiltraud sich aufrichten. „Es geht, — es muß gehen,“ sagt diese schwach und hält sich standhaft aufrecht.

„Jesus 's Weihwasser — bring's Weihwasser!“ erinnert

die Gruberin, die sich berufen fühlt, bei solchen Gelegenheiten den Herrn Pfarrer zu vertreten.

Sebald holt alles herbei. Wiltraud kann kaum den Fuß rühren. Von Sebald unterstützt, schleppt sie sich den Leuten entgegen.

„Mir scheint, die kriegst an bald,“ wisperst eine der Frauen dem Leichenweib ins Ohr. — Diese nickt ihr bedeutungsvoll zu.

„Sie tragt's gar zu schwer!“ meint eine andere.

„O mei, dös sind Leut', die hab'n kei Religion, die schicken sich halt nit drein!“ zischelt die Gruberin.

„Jesus, wie schaut die aus!“ sagt eine dritte, nachdem sie's Weihwasser gegeben hat. „Gar a so arg muß mer doch an nit thuen, — mei, — der ist gut aufg'hebt.“

„Ja, ja, dös ist g'wiß“, bestätigt der Chor der Weiber. Jetzt fahren sie alle auseinander — „der Herr Pfarrer kimmt.“

Mit so eiligen Schritten, als es die Würde seines Amtes nur irgend erlaubt, kommt der geistliche Herr im Geleite zweier Ministranten daher. Er muß es heute schnell machen, denn er hat wichtigere Dinge vor. Ist es doch heute ein großer, ein seltener Tag, der ganz besonders gefeiert werden muß — der Tag, wo endlich einmal wieder eine kirchliche Manifestation stattfindet. — Der Hirtenbrief ist eingetroffen! Jedermann weiß, was das heißt. Was ist so eine arme, kleine Leiche für einen Mann, der sich in diesem Augenblick als den Vertreter der höchsten Kirchengewalt empfindet! — Solche niedere Dienste thut man eben in vorschriftsgemäßer, christlicher Demuth, aber der Geist weilt bei Wichtigem. — Die Gruberin hätte das von dem Vogel nicht einmal anbringen können, wenn sie auch gewollt hätte, so zersireut und unnahbar war der Herr Pfarrer heut. — Rasch war der Sarg eingeseget, und eben so rasch, ohne Wiltraud und ihren Bruder eines Blickes zu würdigen, ging es nun dem Sarg voran, den Berg hinunter. Die Träger müssen sich schleunen, daß sie mit ihrer Last nachkommen. „Zum Glück ist das arme Maundle nit schwer, 's war scho schier nix mehr an ihm, als Haut und Weiner!“ — sagen die Leute. — Aber Wiltraud kann so schnell nicht folgen, ihre Knie zittern, und sie strebt, von ihrem Bruder geführt, vergebens vorwärts, so daß eine weite Lücke zwischen ihr und dem Zug entsteht. — Auch Gemming geht mit den Leidtragenden, wie er's gestern versprochen hat. Dann folgen die Männer, die Lehrer mit den Schulbuben und zuletzt die Weiber, alle betend, wie sich's gehört.

Endlich gelangt man auf den Kirchhof. Der Herr Pfarrer und die Träger mit dem Sarg sind schon lang da, und der Herr Pfarrer richtet einen strengen Blick auf Wiltraud, die das ganze Trauergeleit aufhält.

„Sagt mir nur,“ brummt Gemming leise, „was ist denn das für a Gläut, wie mit der Armenfünderglock?“

„'s ist halt ein Begräbniß dritter Klass“ — erklärt Sebald, „da läut' man nicht mit der großen Glock, — sonst wär' ja kein Unterschied zwischen die Armen und Reichen!“

„So?“ murmelt Gemming zwischen den Zähnen, — „für den braven Mann — nix als das Jügendglöck? No wartet, Euch will ich helfen!“ Und mit drei Schritten ist er im Glockenthurm und befiehlt den Buben, den großen Strang zu ziehen. Diese schauen ihn erschrocken an. „Dös dürf'n wir nit!“

„Dös woll'n wir sehen, ob ihr das nit dürft, ös Lael! Da an dem Strang wird g'litten und wann der Herr Pfarrer fragt, na sagt nur: Ich hätt's gethan, der Gemming! Warsch vorwärts!“ Dann eilt er wieder zurück und als Wiltraud ans Grab tritt, läutet schön und feierlich die große Glocke. — Der Geistliche sieht erstaunt den Mesner an — dieser schüttelt den Kopf, als könne er es nicht erklären. Es ist eben ein Irthum von den Buben — und im Augenblick nichts zu machen. Man kann nicht das ganze Begräbniß aufhalten, daß die Sache noch mehr verzögert wird, als sie ohnehin durch die Langsamkeit der Tochter ist. — Unter den üblichen Formeln wird nun der Todte ohne weiteres ins Grab gesenkt. Der Geistliche verläßt die Personalien und betet das Vaterunser. Etwas Weihrauch wird gespendet. Der Lehrer singt mit den Schülkündern das Benediktus. Die Erde rollt auf den Sarg und — die Leich ist vorbei!“

Wiltraud steht noch immer wie erstarrt und wartet auf die Leichenrede. Aber schon hat der Geistliche dem Grab den Rücken gewendet, und zugleich bricht auch das Geläut ab, so jäh, als wäre der Strang plötzlich angehalten worden.

„Um Gotteswillen, hat denn der Herr Pfarrer die Leichenrede vergessen?“

„Ja, meinst denn, der Herr Pfarrer halt' Euch noch a Leichenred'? Dei Vater hat ja nit amal mehr beicht't. Raum, daß er ihm die letzte Delung noch hat geben könne. Ihr habt's ja wieder g'wartet bis auf'n letzten Augenblick, eh' ihr ihn g'holt habt. Akkurat wie's Dei Vater beim Tod von Deiner Mutter g'macht hat! Die ist auch g'storben ohne Versehen, dös liegt scheint's so bei Euch in der Familie! Und da dersfür soll Euch der Herr Pfarrer wahrscheinlich noch a Lobred halten?“

Wiltraud blickt stumm auf die Sprecherin. Es ist eine alte Frau mit stehenden Augen. Wiltraud läßt alles ohne Erwiderung über sich ergehen.

Da umschlingen sie sanft zwei Arme und ein süßes Mädchen Gesicht lehnt sich an das ihre. Es ist die Liesey vom Kraspler, eine Freundin aus der Sonntagsschule. „Nimm Dir's nit zu Herzen, arme Traubl, — die Schleichtert ist ein böses Weib, die kennt man schon!“

Wiltraud ist es, als ob ein Engel zu ihr spräche, sie drückt ihr dankbar die Hand.

„Jesus, da ist der wieder!“ ruft plötzlich hinter Wiltraud die Gruberin und zeigt zitternd vor Aufregung nach dem Grab.

Ist es ein Zauber — grad' in diesem Augenblick? Der rauhe Erdhügel ist mit grünem Tannenreis überdeckt und in der Mitte ein voller Kranz von gelben Haferähren. Bei diesem steckt ein Stäblein mit einem Zettel, nach Habererart, auf dem in großen Lettern geschrieben steht:

„Schlaf' Du nur in guter Ruh' —
Dem Tage der Vergeltung zu!“

Der Mann ist aber, bis Wiltraud sich recht besinnt, verschwunden.

„Da schau — was Dir Deine Freund' für a schöne Grabchrift g'macht haben. Da brauchst jetzt denkerst lei Kreuz mehr, dös kannst Dir sparen,“ sagt die Gruberin mit überströmender Bosheit.

„I hab' keine Freund', die mit Haberkränz' umgehen. Wann's aber auch Haberer sind, na sind's wenigstens Leut', die 's Andenken vom a armen braven Mann in Ehren halten und seine Kinder nit schänden!“

Die Gruberin muß ihr die Antwort schuldig bleiben, denn jetzt darf sich die große Glocke mit recht hören lassen. Es läutet ins Amt. Liesey sprengt noch Weihwasser auf das Grab und beide Mädchen beten ein letztes Vaterunser. Dann nimmt Liesey Wiltraud an der Hand und zieht sie sanft mit fort, der Kirche zu.

Die Gruberin läuft voraus — sie will um keinen Preis mit „so einer“ zusammen in die Kirche kommen. — Beim Weihbrunnen trifft sie die Pfarrersköchin: „O Fräulein Luis,“ raunt sie ihr zu, „ich hab'n Sack voll Neugierkeiten.“

„Ja, Frau Gruber,“ kommen i' nur heut Nachmittag und erzählen i' mir alles.“

Sie treten ins Gotteshaus. Die Gruberin überläuft ein Schauder, als habe sie den Gottseibeins gesehen. Der Fremde steht ganz hinten unter dem Chor und schaut sie mit, wie es ihr vorkommt, funkelnden Augen an.

„Jesus!“ denkt sie bei sich. „Das wird a Wohlthat sein, wann d e n a 's Handwerk g'legt wird!“

Aber auch Wiltraud bemerkt einige Minuten später das fremde Gesicht.

Es ist heute ein Zubrang zur Kirche, wie seit Menschengedenken nicht. — Von nah und fern kommen die Leute zu Fuß und zu Wagen und beim Hochbräu reicht der Gaststall nicht mehr aus, so viel fremde Fuhrwerke sind da. — Im ganzen Bezirk ist's herum, daß heute dem Habererunwesen ein End' g'macht wird, und der Triumph aller, die Ursache haben, das Habergericht zu fürchten, die schon von ihm betroffen oder bedroht sind, ist ungemessen. — Heute hat der Hochbräu einen großen Tag — eine Einkehr, wie noch keine erlebt war, und lauter fidele Leut' — denn Schadenfreud' ist doch die schönste Freud'!

Aber auch an finsternen Mienen und unheimlichen Gestalten mit drohender Haltung fehlt es nicht. Diese gehen nicht ins Bräuhaus — sondern stehen rottenweis an den Straßenecken zusammen und blicken in trozigem Schweigen vor sich hin.

„Dös san ein' — dös san ei!“ zischeln die Leute im Vorbeigehen spöttisch.

„Lacht nur nit z' fruah! Mir sind noch nit so weit!“ murmeln ihnen die andern zwischen den Zähnen nach.

So drängt sich Freund und Feind beim ersten Glockenruf zu dichten Haufen in die Kirche herein. Alle Bänke sind überfüllt, — auf dem Steinboden knien die Leute, Knie an Knie. Die Treppen, die zum Chor führen, sind gesteckt voll bis oben hinauf. — Der Mesner und ein paar Kirchenvorsteher sollen die Stiegen säubern, weil es gefährlich ist, wenn zuviel Menschen drauf sind. Aber die Fremden thun grad, als verständen sie kein Deutsch, und wie die Herren es versuchen, sie anzufassen und mit Gewalt herunterzuziehen, stecken sie die Hände in die Hosentaschen und thun garnichts als — feststehen!

„Dös ist eine g'fährliche G'sellschaft bei'ander,“ sagt der Mesner. „Da ist nit gut anbinden!“

„Laßt man's heut noch gehen — nachher ist's doch vorbei mit ihrer Macht!“ trösten sich die Herren und ziehen sich zurück.

Und immer neue drängen herein, es ist trotz der Jahreszeit eine Schwüle zum Ersticken, und schwül ist die ganze Stimmung. — Sogar den Schadenfrohen vergeht vor lauter Jaht und Enge das Lachen.

(Fortsetzung folgt.)

Jim Carter's letzter Tag.

Aus dem Englischen von Hugo Pöhsch.

„Hast Du Sam geweckt?“

„Ja! Aber ich höre ihn noch nicht aufstehen“, antwortete Frau Carter ihrem Manne, während sie das kleine Zimmer, in dem sie eben ihren Thee getrunken, verließ. Sie ging bis zum Fuße einer schmalen Treppe und rief: „Sam! Sam! Es ist Zeit aufzustehen.“

„Gut, Mutter!“ antwortete oben eine Stimme, die in einem kurzen, trocknen Husten erstarb.

„Welch schrecklichen Husten der arme Junge hat“, sagte seine Mutter, als sie wieder ins Zimmer zurückkehrte.

„Ja, und 's ist auch kein Wunder,“ meinte ihr Mann. „Er ist so oft naß geworden die letzte Zeit, und in seine zerrissenen Schuhe dringt das Wasser. Wir müssen sehen, ob wir ihm nicht heute noch ein Paar kaufen.“

„Sam ist nicht der Einzige, der Schuhwerk nötig hat,“ bemerkte die Frau, einen bezeichnenden Blick auf die Stiefeln ihres Mannes werfend, welche dieser sich eben anzog. „Und da ist Jimmy und Sally, die auch neue Schuhe brauchen, und Sally braucht einen neuen Rock. Das arme Kind geht beinahe in Lumpen. Ich habe geflickt, so lange es ging, bis die Fäden nicht mehr an einander halten wollten, und mein Herz thut mir weh, wenn ich sie so zur Schule gehen lassen muß, und sie zittert vor Kälte, das arme Ding. Ich weiß nicht, wie ich mich anders einrichten soll. Wenn ich die notwendigen Lebensmittel eingekauft und die Feuerung und die Miethe bezahlt habe, dann bleibt nichts mehr übrig für Schuhzeug oder Kleidung oder sonst etwas.“

Der Mann seufzte und schwieg. Es war die alte Geschichte, die ihn durch sein ganzes Leben verfolgt: Endlose Armuth. Er stand auf, durchschritt das Zimmer, als wollte er hinausgehen; dann drehte er sich um, und blickte sein Weib an, als ob er etwas sagen wollte. Aber er schwieg; er ging zum Kamin, stützte seinen Ellenbogen auf dem Sims und starrte in das Feuer.

„Was ist Dir, Jim? Du bist so niedergeschlagen diesen Morgen,“ fragte die Frau.

Der Mann gab keine Antwort, als aber ein junger Dursche von etwa 16 Jahren eintrat, wandte er sich an diesen:

„Beeile Dich Sam, es ist bald sieben Uhr und es wird Zeit, daß wir gehen.“

Sam trank in Eile seine Tasse Thee und aß ein Stück Butterbrod, das die Mutter ihm vorgelegt, und die beiden gingen.

Es war ein kalter, nebliger Morgen, die Luft voll feuchten Rauchs, der sich auf sie herniederlentete und sie durchfeuchtete mit jener eisigen, erstarrenden Klebrigkeit des Londoner Nebels. Das Pflaster der Straßen, die sie zu passiren hatten, war schlüpfrig und schmutzig. Das Gehen unangenehm und schwer. Eine Zeit lang gingen sie schweigend neben einander her, so schnell der schlechte Weg es ihnen gestattete. Nur die Hustenanfälle des jungen Mannes unterbrachen dann und wann das düstere Schweigen.

„Du hast doch zu Hause nichts gesagt davon?“ fragte der Vater endlich.

„Nein!“ antwortete der junge Mann. „Hast Du von etwas erfahren?“

„Nein!“

Und beide schritten weiter, ohne zu sprechen.

Jim Carters Herz war schwer, seine Gedanken düster, als er an der Seite seines Sohnes durch die äußeren Bezirke des süblichen London dahin schritt, an Castle vorüber, hinunter nach Blackfriars Road, und sich dem mächtigen Strom der Arbeiter anschloß, die von

dem Läuten der Fabrikglocken gerufen und angetrieben, in ununterbrochenen Reihen dahineilten, ihren Arbeitsstätten zu.

Und er hatte Ursache, niedergeschlagen zu sein. Es war heute sein letzter Tag bei Ellis u. Spriggs. Er hatte dort gearbeitet, als Jüngling und Mann fünfunddreißig Jahre lang, und jetzt hatten sie jedenfalls gedacht, er sei zu alt für ihre Arbeit. Vor einem Monate war ihm gesagt worden, daß er sich lieber nach einem anderen Platz umsehen möge, sie brauchten seine Dienste nicht länger; da er aber so lange bei ihnen in Stellung gewesen, so wollten sie ihn nicht forschicken, ohne ihm Gelegenheit gegeben zu haben, einen anderen Herrn zu finden. So viel Rücksicht! Und Jim war dankbar dafür; er wußte wohl, nur wenige Prinzipale hätten so gütig gehandelt. Freilich, genust hatte es ihm herzlich wenig. Tag für Tag, Woche für Woche hatte er nach einer anderen Anstellung gesucht. Er hatte sich bei seinen Bekannten erkundigt, er hat seine Arbeitskraft in den Zeitungen feilgeboten und war nach den Inseraten in den Blättern gerannt. Es war alles umsonst gewesen. Für jede freie Stelle, für die er sich meldete, waren hunderte von Bewerbern vorhanden, jüngere, als er. Gerade die lange Beschäftigung bei Ellis und Spriggs sprach gegen ihn. Die Ellis u. Spriggs gehörten nicht zu denen, die einen fleißigen, ehrlichen und geschickten Arbeiter entlassen, wenn er ihnen noch einen Nutzen bringen kann.

So war der Monat zu Ende gegangen, und am Freitag hatte der Werkführer ihm gesagt, daß der nächste Tag der letzte für ihn sein werde bei Ellis u. Spriggs. Es war, als wenn der Herr ihn angekündigt hätte, daß morgen der Tag seiner Exekution sei.

Er hatte den alten Ellis — so nannte man jetzt den Chef der Firma — gekannt, so lange er zurückdenken konnte. Es waren damals, als Jack Ellis seine Stellung verließ, um Geschäfte auf eigene Hand zu machen, allerhand komische Gerüchte im Umlauf gewesen über die Art, wie Herr Ellis zu dem nötigen Gelde gelangt sei. Etwas Genaueres wußte man nicht, und Jim hatte sich nicht darum gekümmert. Ellis aber war jedenfalls schlau genug gewesen, die guten Eigenschaften des jungen Jim zu erkennen und er hatte ihn berebet, mit ihm zu kommen, und er bot ihm einen Schilling Extralohn für die Woche. Das war vor nun fünf und dreißig Jahren gewesen, und gar vieles hatte sich seitdem geändert. Wer hätte wohl damals geglaubt, daß der kleine enge Laden des Herrn Jack Ellis, in dem Jim seine einzige Hilfe war, sich zu der Weltfirma von Ellis u. Spriggs in der St. Pauls Churchyard ausgewachsen würde?

Ja, Jack Ellis hatte Glück gehabt im Leben; er war ein gemachter Mann. Und doch, er hatte weder besondere Kenntnisse, noch war er etwa von großer Herzengüte. Im Gegenteil, er war belannt als ein grober, unwissender Patron und von der Arbeit hatte er sich möglichst zurückgehalten. So hatte man ihm allgemein eine nahe Pleite prophezeit, als er sein Geschäft begann. Aber er verfügte über einen gewissen geschäftlichen Spürsinn, der ihn in den Stand setzte, die Werkzeuge seines Erfolges zu erkennen und zu gebrauchen. Er war nicht zu bequem, darauf zu sehen, daß diejenigen, die er beschäftigte, ihren Lohn auch vollaus verdienten. Und so hatte er auch den Jim Carter sich ausgesucht. (Schluß folgt.)

Kleines Feuilleton.

— Die Verbreitung der Bibel. Das „Mac Clure Magazine“ theilt einige interessante Ziffern über die Verbreitung der Bibel mit. Die englische Bibelgesellschaft hat seit dem Jahre 1808 163 840 530 Exemplare in Umlauf gebracht. Diese kolossale Zahl von Büchern wird hauptsächlich in drei Orten gedruckt: in Oxford, Cambridge und in der „Druckerei der Königin“. Die Dordrecht Druckereien drucken Bibeln seit drei Jahrhunderten; die erste datirt von 1569. Man kann in dieser leistungsfähigen Anstalt die Bibel in jeder Sprache, alt oder neu, sehen; persische, sanskrit, chinesische, hebräische Bibeln gehören zum Tagesgebrauch, aber vor den selteneren Dialekten schreckt man um deswillen nicht zurück. Die Bibel wird in dieser Druckerei in dreihundertundzwanzig verschiedenen Sprachen hergestellt. In den Schaufenstern der Bibelgesellschaft wird mancher merkwürdige Band der Bibel aufbewahrt, so z. B. eine in Genf 1560 gedruckte Bibel, die den Satz enthält, daß Adam und Eva sich daran begaben, Feigenblätter zusammenzunähen, um daraus Hosen zu machen; „la bible des culottes“ ist daher der alte historische Name dieser Genfer Bibel. Noch merkwürdiger ist ein anderes Exemplar im Besitze der Bibelgesellschaft, das im Jahre 1632 gedruckt, die Worte enthält: „Du sollst ebrechen“, die Negation ist im Seklasten wahrscheinlich stiefeln gelieben! Der unglückliche Seher, der diese Bibel in Umlauf brachte, hatte 1000 M. Buße zu zahlen. — Diese Bibeln werden von den „wildern“ Völkern auch sehr gern genommen; sie kosten ja nichts. Freilich wundern sich dann die Missionäre, wenn sie nach einiger Zeit wiederkommen, welche hundertertei Verwendung das schöne, gute Papier, auf das der Bibeltext gedruckt war, in der Zwischenzeit gefunden. —

Infolge des ungeheuren Bedarfes an Guttapercha sind die tropischen Isonandra gutta, die diesen Saft liefern, dem Verschwinden nahe. Man hat aber zwei neue Baumarten gefunden, welche die Guttapercha liefern. Am Nigerströme zwischen dem oberen Senegal und dem Nil ist ein hochstämmiger Baum, der Butyro-Parker, von den Eingeborenen Karó genannt, gefunden worden, welcher dem Ansehen und den Eigenschaften nach eine gleich treffliche Guttapercha liefert und leicht ausbeutbar ist. In Guyana

und im Norden Südamerikas ist auch ein Baum in der Ausbeutung begriffen: Bullet-Tree ist sein wissenschaftlicher, Balata sein gewöhnlicher Name. Sein dicker Saft ist theurer als die Guttapercha, aber er ist auch weicher in der gewöhnlichen Temperatur, wie weniger zerbrechlich unter dem Einflusse der Kälte. —

Theater.

— Im Friedrich Wilhelmstädtischen Theater ist am Dienstag ein Stück aufgeführt worden, das hergehoht über dem wüsten Premienschund steht, der in den letzten Monaten in diesem Kunstinstitut geschäftsmäßig ausbezogen wurde. „Kain's Tod“, Drama in einem Akt, von Martin Wegener, handelt vom Menschheitsproblem, das die Denker aller Zeiten zu lösen versucht haben. Der Dichter führt Byron auf die Bühne, wie er den „Kain“ vollendet hat und nun vergeblich nach Antworten auf seine Fragen nach den Zielen der Menschheit ringt. Da erscheint die weibliche Hauptgestalt seiner eigenen Dichtung, Adah, Kain's Weib, und zeigt ihm im Traumbilde den versöhnenden Schluß des Menschheitsdramas. Kain, der herrisch-stolze Träger des Wissens und der Macht der Welt verschmäht den Trank der Verjüngung, den er Jahrtausende hindurch aus der Hand seines Begleiters Lucifer genommen hat; er sehnt den Tod herbei. Im harten Ringen mit seinem Begleiter findet Kain das Wort, das ihm Erlösung bringt; er zieht den Geist der Selbstsucht der ewigen Lüge. Zwar steht der Gipfel des Erkennens seinem Wirken ein Ende, aber den Sterbenden tröstet Adah als Genius der Dichtkunst; die Verstorbenen führt ihm auch Abel entgegen, den einfachen Arbeitsmann, der seinem Mörder versöhnend die Hand reicht. In Byron, dem der neuen Zeit entgegen strebenden Dichter und Denker erkennt Kain seinen Sohn Enoch wieder; der Träger des alten Weltgehaltes sinkt ins Grab, ausgehöhlt mit den neuen Zielen der Menschheit.

Dem Dichter sei es zu gute gehalten, daß er sich die Lösung der sozialen Frage gar zu idyllisch einfach vorstellt; ein Mann, der vielleicht auch ein wenig davon verstand, hat schon vor hundert Jahren laustisch bemerkt, daß die große Krankheit sich nicht einfach durch Rosenöl und Moschus heilen lasse. Aber als Dichtwerk ist „Kain's Tod“ anerkannterwerth. Die Darstellung stand natürlich nicht auf der Höhe. Byron, Kain und Adah wurden von den Herren Tichy und Bauer sowie von Fräulein Grieprecht brav gespielt; unter aller Kritik waren die Herren Eißfeldt und Hartberg als Darsteller des Lucifer und des Abel. —

— Die erste Lesung. Sobald ein neues Stück im Bureau des „Théâtre Français“ eingelassen ist, wird es ohne Verzug den beiden Lesoren Paul Perret und Ed. Cadol übergeben. Wird es schon in dieser Instanz für unmöglich erklärt, so erhält es der Autor sofort zurück. Andernfalls geht das Manuskript mit einem Berichte an den Direktor, Herrn Claretie, der sich mit den Herren der höheren Prüfungskommission in Verbindung setzt. Bald darauf erhält der Verfasser eine höfliche Einladung, sich zu einer bestimmten Stunde im Hause Molière's einzufinden, um sein Stück vorzulesen. Natürlich findet sich der Autor stets um eine Stunde früher ein. Er nimmt zunächst in einem Wartezimmer Platz und drückt sein Manuskript krampfhaft an sich. Die schönen Schauspielerinnen, die auf dem Wege zur Probe das Wartezimmer durchschreiten, sehen ihn verstoßen an und flüstern einander mit-leidig zu: „C'est un auteur!“ Selbst die ihm befreundeten Schauspieler thun, als ob sie ihn nicht sehen, und drücken sich an ihm vorüber, denn sie wissen, daß von zehn Dramatikern neun schon bei der Leseprobe verunglücken. Endlich wird der Harrende von einem Herrn in Schwarz erlöst, der ihn in das Arbeitszimmer des Herrn Claretie führt. Der liebenswürdige Direktor spricht ihn Trost zu. „Wir erhalten so viele Stücke“, pflegt er bei solchen Anlässen zu bemerken, „daß es Sie nicht wundern darf, wenn Ihr Werk nicht angenommen wird. Aber lassen Sie den Muth nicht sinken.“ Nach diesem zweifelhaften Troste wird der Autor in die Lesehalle, einen imposanten, mit großen Gemälden und Büsten ausgeschmückten Saal, geleitet, in dessen Mitte ihm ein mächtiger grüner Tisch entgegenrinst. Am Haupt des Tisches erhebt sich ein kleines Pult, vor dem der Dichter Platz nimmt. An seiner Seite läßt sich M. Claretie nieder und rund um den Tisch die Herren Sozietäre mit vollem Antheil MM. Monnet-Sully, Worms, de Ferandy, Veloir, Le Bary, Silvain, Prudhon, Voucher, Baillet. Der Autor fängt mit vibrierender Stimme an zu lesen, während der Direktor mit verschränkten Armen zuhört, und all die glattrasirten Scharfrichter Notizen machen oder einander leise Bemerkungen zuflüstern. Nach dem ersten Akte hält der Vermisste inne und trinkt einen Schluck von dem vor ihm stehenden Kognak, den das Theater zum besten giebt. Dabei wirft er einen verstoßenen Blick auf seine Peiniger, die kühl und theilnahmslos dastehen, und fährt dann mit einem tiefen Seufzer fort. Nach Schluß der Vorlesung wird er in das Kabinet des Direktors zurückgeführt, während die Kommission zur Abstim-mung schreitet. Diese geschieht entweder geheim oder durch Erheben der Hände. Inzwischen wischt sich der vollständig zusammengebrochene Autor den kalten Schweiß von der Stirne. Endlich hört er den Direktor, der sein Schicksal in Händen hat, herannahen. Schon an seiner Miene kann er sehen, woran er ist. Ist das Stück angenommen, so kommt M. Claretie strahlenden Antlitzes herein, schüttelt die Hände des Verfassers und sagt: „Ich gratulire Ihnen.“ Hat die Kommission „Nein“ gesagt, so setzt er eine Miene tiefsten schmerzlichen Mitgeföhls auf und erfaßt schweigend die Hände des

Abgewiesenen, dessen Gesicht mit einem Male leichenfahl wird. Nur wenige Auserwählte, wie Gardou, Paileron, entgehen dieser qualvollen Prozedur; bei ihnen ist die erste Lesung eine bloße Formalität, und die Annahme des Stückes schon im Vorhinein außer Frage. —

Erziehung und Unterricht.

2. Und der Platz fand sich doch! Wie stark im russischen Volk das Bedürfnis nach Bildung ist, das läßt sich an folgendem Vorkommnis ermessen: Im Dorfe Solnizy des Gouvernements Tschernigow führte ein Bauer seinen Jungen in die Schule. Der Lehrer sagte ihm mit Bedauern: „Man kann ihn nicht aufnehmen, Brüderchen, es giebt keinen Platz mehr.“ Der Bauer warf einen prüfenden Blick in das Schulzimmer: Wirklich! Die Struwelpeterköpfe wogten in dichter Menge hinter ihren Bänken. „Hm!“ machte der Bauer, er nahm seinen Knaben bei der Hand und ging fort. Tags darauf erschien er wieder — und wieder mit seinem Jungen. Der Lehrer wird böse: „Aber ich hab' Dir doch gesagt, daß es keinen Platz mehr giebt!“ „So... hm!... Aber ich hab' doch einen Platz gefunden,“ erklärte der Bauer feierlich und verschwindet hinter der Thür. Nach einer halben Minute bringt er eine kleine, selbstverfertigte Bank herein, stellt sie neben eine der Klassenbänke hin und sagt: „Da hoch mal her, mein Junge, da hast 'n Platz!“ — Und der Knabe blieb da, diesen Tag und alle die anderen. —

Aus dem Thierleben.

— Ein diebischer Fuchs. In seinem Werke „In Nacht und Eis“ (Leipzig, F. A. Brockhaus) erzählt Kaufmann aus der Zeit, als er auf der kleinen Insel „Witnam Land“ mit seinem Gefährten Johansen einen Winter verbrachte, unter anderem auch folgendes: „Zener Fuchs spielte uns viele Streiche; was er fortbewegen kann, schleppt er weg. Einmal hatte er schon das Band durchgenagt, mit dem das Fell vor der Thür befestigt ist, und hin und wieder hören wir ihn wieder an dieser Arbeit; wir müssen hinausgehen und an das Dach des Eingangs klopfen. Heute hat er eins unserer Segel fortgeschleppt, in welchem unser Salzwasserreis lag. Wir waren nicht wenig erschreckt, als wir Eis holen wollten und das Segel sammt allem fort war. Wir waren nicht im Zweifel, wer dagewesen war, konnten aber unter keinen Umständen unser kostbares Segel aufgeben, von welchem unsere Fahrt nach Spitzbergen im Frühjahr abhing. Wir forschten daher in der Dunkelheit danach auf der Geröllhalde, auf der Ebene und nach der See hinab. Wir suchten überall, aber nichts war davon zu sehen. Wir hatten es schließlich fast ausgegeben, und Johansen war hinabgegangen, um anderes Salzwasserreis zu holen, da fand er das Segel am Strande. Unsere Freude war groß. Wunderbar war aber, daß der Fuchs das große Segel, das noch dazu voll Eis war, soweit hatte tragen können. Auf dem Wege abwärts hatte sich das Segel geöffnet, worauf er nicht mehr damit hatte anfangen können. Aber was will er mit solchen Dingen? Will er in seinem Winterbau darauf liegen? Man sollte es fast meinen. Ich wünschte nur, ich könnte seinen Bau finden und das Thermometer wieder bekommen, sowie das Knäuel Segelgarn und die Harpunenleine und all' die anderen kostbaren Dinge, die es gestohlen hat, das Vieh!“ —

Technisches.

— Automatische Telephone. In Scandinavien erfreut sich der Fernsprecher einer ganz besonderen Gunst des Publikums; und so hat die außerordentliche Inanspruchnahme der Apparate hier zu Einrichtungen geführt, die als vorbildlich bezeichnet werden könnten. Unter anderen sind in Christiania, wie „Die Technik“ mittheilt, öffentliche Fernsprechstellen eingerichtet, die für jedermann ohne weiteres zugänglich sind; die freisprechenden, geschmackvoll eingerichteten Kioske enthalten selbstkassierende Telephonapparate, die beim Einwurf eines entsprechenden Geldstückes den Anruf-Induktor einschalten und das Amt anzurufen ermöglichen. Nach Beendigung des Gesprächs verfehrt der Beamte mittels eines Stromes, den er von der Station aus nach dem Kiosk sendet, das automatische Telephon in den Anfangszustand. Ein Stadtgespräch von solch einer öffentlichen Fernsprechstelle aus kostet 16 Ore = 18 Pf. —

Humoristisches.

— Moderne Pharmakologie. Eine lustige Satire über die in der neueren Pharmakologie gebräuchlichen, ellenlangen Bezeichnungen von Medikamenten bringt ein englisches Blatt, welches einen jungen Arzt folgendes erzählen läßt: „Ich wurde jüngst zu einem Patienten gerufen, Namens Joahanne Sibleo-mehhler. Sonderbare, mir bis jetzt unbekannte Symptome brachten mich im ersten Augenblick auf die Vermuthung, Patient hätte seinen eigenen Namen verschluckt; eine genauere Untersuchung belehrte mich jedoch eines besseren, und ich stellte die Diagnose auf Typhomalarionepneumophthico-trichinotetanoatagiosphreticosphenisie. Da ich die krankheitsregenden Bacillen bald erkannte, war auch die Behandlung von selbst gegeben und ich verschrieb Betanaphtholalphamonosulphat, kombineert mit Salicylaldehydmethylphenylhydrazin. Gegen die Schlaflosigkeit wurde Trichloraldehydphenildimethylpyrazolen verordnet. Die Frau des Patienten fragte mich, von welchem Uebel er befallen sei, und als ich ihr kurz den Namen der Krankheit nannte, sagte sie „Yes!“ —

und wurde dabei ganz bleich. Als ich den nächsten Tag den Kranken untersuchte, fand ich, daß sein Leiden den vorzüglichsten Medikamenten Stand gehalten hatte, und daher verschrieb ich ein neues Rezept, und zwar:

Thetra hydrobetenaphtholammi	4 gr.
Thioparatoluidinsulphonat	6 gr.
Acid. orthosulphamidobeng. anh.	3 gr.
Arnido acetopara phenitidini	1,5 gr.

Jede Stunde einen Eßlöffel.

Als der Apotheker das Rezept zu Ende gelesen hatte, fiel er in eine lange Ohnmacht. Das Befinden des Patienten ist leidlich, es scheint jedoch irgend etwas im Sprachzentrum in Unordnung zu sein; er murmelt immer etwas vor sich hin, und zwar in einer vielstibigen Sprache, die nur dem modernen Pharmako-Chemiker verständlich ist. —

Vermischtes vom Tage.

— In Friedewald bei Kolberg hat Einer seinen Bruder mit einem Hackensiele erschlagen. —

— In Kostock wurde eine Wittwe, während sie in der Nacht in einem Holzlager mit einem Schuttmann zusammen war, von einem Stroh Bretter erschlagen. Der Schuttmann ist verheirathet und Familienvater. Er wurde vom Dienste suspendirt. Die Wittwe hinterläßt mehrere Kinder. —

— In Straupitz im Riesengebirge haben die Patrioten nicht bloß eine Zentenarsfeier abgehalten, sie haben auch darüber im Inseratentheil eines Blattes einen Festbericht veröffentlicht. Der Schluß des Cantus lautet:

„Wir waren beisammen bis Morgens früh,
Da haben wir gezecht und gesungen,
Ich glaube, die Hundertjahrfeier ist sonst wohl nie
So gut wie die uns're gelungen.“ —

— Frommer Industriezweig. Im Inseratentheil des „Wuppertaler Volksblatt“ findet sich folgende Anpreisung: „Direkt unter Garantie aus Palästina bezogen, gefertigt aus einer bei Jerusalem vorkommenden Dornenart, aus der die Dornenkrone unseres Heilands geflochten war, versendet in 2 Größen: 1. Größe 1,80 M.; 2. Größe 2,50 M.; frei ins Haus.“

— Nach einer Meldung des Herrn Dr. Bujakowsky-Charlottenbrunn liegt in Sophienau (Schlesien) kein Fall von schwarzen, sondern von modificirten Blattern (Variolois) vor. —

— Häufige Tage ohne Wohnung und Unterfunststelle ist in Straßburg zu Monatsanfang eine Familie umhergeirrt; ihre Möbel standen auf freier StraÙe. —

— Eine zwölfhundertjährige Eiche befindet sich im Bamberger Lande am FuÙe des Geisberges bei Geisfeld (Hauptmoorwald). Der mindestens 1200 Jahre alte Stamm hat eine Stammlänge von 22 Meter und einen durchschnittlichen Umfang von 7 Meter. —

— Die Tochter des Wiener Abgeordneten Dr. Kronawetter wurde an der niederösterreichischen Grenze in Kreuzstetten aufgefunden. —

— Ein Kreuzer-Freund läßt seine Stimme in einem deutsch-amerikanischen Blatte vernehmen. Zu dem Beschluß des Reichstags, der die beiden Kreuzer verweigerte, sagt er: „Daß die Reichstagsbunmler das (daß die Handelsflotte geschützt werden muß) nicht einsehen können, kennzeichnet sie als politische Kindsköpfe, die durch ihr Treiben alle Freunde Deutschlands mit einem Gemisch von Jorn und Verachtung erfüllen.“

— In Rejnig (Untersteiermark) hat am 5. April ein Erdbeben stattgefunden. —

— In Miskolcz (Ungarn) wurden sieben Frauen verhaftet. Sie sollen Mitglieder einer Giftmischerbande sein. Bisher sind 23 Verbrechen ermittelt, die den Verhafteten zur Last gelegt werden. —

— Im Dorfe Bettlach (Kanton Solothurn) versuchte eine ganze Familie Selbstmord durch Aufstellen eines mit glühenden Kohlen gefüllten Beckens in dem von 6 Personen bewohnten Zimmer. Die Mutter und die vier Kinder wurden durch die Gase getödtet; der Vater hat sich wieder erholt und befindet sich außer Gefahr. —

— Seine eigene 17jährige Tochter, deren Lebenswandel ihm nicht gefiel, erschöß in Paris ein Tischler. Dann jagte er sich selbst zwei Kugeln in den Kopf. —

— Aus dem Museo del Prado zu Madrid wurde ein von Murillo herrührender Karton, den Unterricht der kleinen Maria durch ihre Mutter Anna darstellend, gestohlen. —

— In einer Fabrik für Feuerwerkskörper bei Lissabon wurden durch eine Explosion 20 Personen getödtet und viele verwundet. —

— Das Ueberschwemmungsgebiet in Nordamerika ist 300 (englische) Meilen lang und 5—40 Meilen breit. 60.000 Personen haben ihr Eigenthum verloren, 50 Städte und Dörfer stehen unter Wasser. —

— Wie jetzt bekannt wird, wurden Mitte Januar auf Neu-Guinea ein englischer Regierungsbevollmächtigter, 5 Goldgräber, 9 schwarze Polizeisoldaten und 30 schwarze Träger von den Eingeborenen niedergemacht. Es handelte sich um Streitigkeiten wegen der Goldfelder. —